

HEYNE &

WILMA PAUSE

**Zu Hause
ist Kevin
ganz anders**



Eltern und andere Tiefpunkte aus
dem Alltag einer Lehrerin

Leseprobe

Wilma Pause

Zu Hause ist Kevin ganz anders

Eltern und andere
Tiefpunkte aus dem Alltag
einer Lehrerin

Bestellen Sie mit einem Klick für 9,99 €



Seiten: 256

Erscheinungstermin: 11. November 2013

Mehr Informationen zum Buch gibt es auf

www.penguinrandomhouse.de

Wilma Pause, Jahrgang 1975, ist Lehrerin an einer Gesamtschule in der deutschen Provinz. Sie unterrichtet die Fächer Deutsch und Geschichte in der Mittel- und Oberstufe. Trotz aller in ihrem Buch beschriebenen Erlebnisse ist sie immer noch gerne Lehrerin – nicht wegen der Eltern, sondern wegen deren Kinder.

Inhalt

- 7 Ein paar Erklärungen vorweg
- 13 *Lehrer sind inkompetent*
- 66 *Die Schule macht alles!*
- 110 *Schüler haben Dienstmädchen*
- 152 *Mein Kind muss beachtet werden!*
- 203 *Mein Kind tut so etwas nicht!*
- 251 Einige küchenpsychologische
Betrachtungen zum Abschluss

Ein paar Erklärungen vorweg

Guten Tag. Mein Name ist Wilma Pause, und ich bin Alkoholikerin.

Quatsch – stimmt nicht. Mein Name ist Wilma Pause, und ich bin Lehrerin, so muss es heißen. Manchmal habe ich jedoch den Eindruck, dass das Bekenntnis, Lehrer zu sein, mindestens genauso viel Abscheu hervorruft wie ein Alkoholiker, der seine Krankheit gesteht. Es ist mir schon häufig passiert, dass Menschen mich außerhalb der Schule etwas irritiert, vielleicht sogar ungläubig ansahen, wenn sie meinen Beruf erfuhren. Es ist heutzutage ganz und gar nicht schick, Lehrer zu sein. Im Gegenteil: Viele erwachsene Menschen, die auf irgendeine andere Weise ihr Geld verdienen, halten Lehrer generell für eine recht minderwertige Spezies, die es unter Umständen sogar zu bekämpfen gilt. Unter anderem davon handelt dieses Buch. Aber bevor Sie von meinen Erlebnissen im Schulalltag lesen, möchte ich mich Ihnen zuerst einmal vorstellen.

Ich habe nach dem Abitur lange überlegt, was ich beruflich anfangen könnte. Bis dahin hatte ich die Möglichkeit, Lehrerin zu werden, überhaupt nicht in Erwägung gezogen. Als ich dann aber gezwungen war, mich für etwas Konkretes zu entscheiden, erschien mir dieser Beruf als

die beste Wahl: Ich konnte studieren, was mich wirklich interessiert, nämlich Germanistik und Geschichte, mich würde ein abwechslungsreicher Job erwarten, ich säße nicht den lieben langen Tag im Büro und hätte mit vielen unterschiedlichen jungen Menschen zu tun, könnte ihnen sogar etwas beibringen. Entgegen der landläufigen Meinung spielte die Anzahl der Ferientage keine Rolle in meinen Überlegungen. Und bis jetzt habe ich auch noch nie einen Lehrer getroffen, der seinen Beruf deshalb ergriffen hätte.

Mein Referendariat habe ich an einer Schule in der Stadt gemacht. Manchmal war es anstrengend, denn die Schüler können einen durchaus herausfordern. Aber an wem sollen sie sich sonst reiben? Es bleiben doch meist nur Lehrer oder Eltern, weswegen es ein unverzichtbarer Teil des Schüleralltags ist, sich den Anweisungen der Lehrer zu widersetzen und sie mitunter sogar ein wenig zu provozieren. Sonst wäre es ja auch langweilig. Hat man als Lehrer seine Schüler trotz dieses natürlichen Drangs im Griff, kann auch das Grund für eine gewisse Befriedigung sein, die man aus seiner Arbeit zieht – natürlich neben den fachlichen Fortschritten, die die Schüler machen. Außerdem entwickelt sich über die Zeit eine Beziehung zwischen Lehrern und Schülern, die – wenn sie gut ist – ein ganz entscheidender Grund dafür ist, diesen Beruf zu mögen. Man sieht sie aufwachsen, nimmt an ihrem Leben teil und dient manchmal sogar als Kummerkasten. Oft entstehen im Umgang mit den Schülern auch sehr lustige Situationen. Wenn die Arbeit so funktioniert – und ich glaube, dass das bei mir doch manchmal gelingt –, ist der Lehrberuf durchaus eine gute Wahl.

Während der Ausbildung habe ich also bemerkt, dass mir dieser Job tatsächlich Spaß macht und dass ich mit den Schülern im Wesentlichen gut auskomme. Nach meinem Examen arbeitete ich kurze Zeit als Vertretungslehrerin an einer Schule, bis ich eine sogenannte Planstelle, das heißt eine Stelle im Beamtenstatus, an einer Gesamtschule in Geheimstadt angeboten bekam. Die Gesamtschule ermöglicht den Schülern jeden Schulabschluss, vom Hauptschulabschluss bis zum Abitur, ein Konzept, das ich nach wie vor für sinnvoll halte. Zudem fand ich es nicht schlecht, in einem Ort auf dem Lande arbeiten zu können. Das Einzugsgebiet der Schule besteht aus der kleinen Stadt selbst und einigen winzigen umliegenden Orten. Pampa. Provinz. Bestimmt wohlbehütete Schüler und wahrscheinlich keine ganz großen Problemfälle.

Bei den Schülern selbst lag ich mit meinen Vorstellungen zu einem großen Teil ganz richtig. Aber mit meiner eigentlichen Arbeit als Lehrerin, mit dem Unterricht, kann ich mich trotzdem oft nicht beschäftigen. Nein, ich leide nicht am Burn-out-Syndrom, und ich habe auch kein ADHS. (Von ADHS werden Sie später noch hören.) Ich führe auch kein allzu ausschweifendes Privatleben, das mich an meiner Arbeit hindern könnte. Sie fragen, warum in aller Welt ich mich dann nicht auf den Unterricht konzentrieren kann? Wegen der Eltern! Sie tun nämlich das, was einmal das wesentliche Tätigkeitsfeld der Schüler war: Sie nerven! Mit den Schülern habe ich keine Probleme, und die meisten haben auch keine mit mir. Aber ihre Eltern sind ständig beleidigt oder wütend. Alles nehmen sie persönlich, denn die Schule haben sie zu ihrem Erzfeind aus-

erkoren. Wenn Sie selbst im entsprechenden Alter sind, haben Sie bestimmt schon einmal erlebt, dass sich Freunde über den Lehrer ihres Kindes beklagen, weil er angeblich nichts kann. Oder diese Freunde meinen, sie müssten unbedingt einmal ein ernstes Wort mit dem Lehrer sprechen, weil der den Sprössling ungerecht behandelt. Vielleicht sind Sie auch selbst Lehrer. Noch besser. Dann wissen Sie, dass Eltern sich endlos über die Lehrer aufregen und ihnen gegenüber mitunter richtig unverschämt werden können, ihrem eigenen Kind aber niemals irgendetwas Böses zutrauen.

Seit acht Jahren arbeite ich nun in Geheimstadt. Ich mag meinen Beruf immer noch. Aber Eltern mag ich immer weniger. Fast täglich habe ich mit welchen zu tun: solchen, die ihre Kinder nicht loslassen können und über ihnen schweben wie ein Überwachungshelikopter. Oder solchen, die keine Notwendigkeit darin sehen, sich um ihr Kind und seine schulische Ausbildung zu kümmern, und die ich vergeblich zu kontaktieren versuche.

In diesem Buch berichte ich davon, wie Eltern mir völlig unnötig die Arbeit erschweren. Auf absurde Weise greifen sie in den Schulalltag und in die Kompetenzen des Lehrers ein, sodass die eigentliche Arbeit mit den Schülern nur unter erschwerten Bedingungen für beide Seiten stattfinden kann. Ob ich mich einfach nur äußere, ob ich zensuriere, kritisiere, ermahne, beaufsichtige, lobe, kontrolliere – alles kann zu einer Auseinandersetzung mit den Eltern führen. Ständig muss ich telefonieren, persönliche Gespräche führen, mich in fruchtlosen Schriftverkehr verwickeln und maßregeln lassen. Damit wir uns nicht falsch verste-

hen: Es gibt natürlich auch nette Exemplare unter den Eltern, mit denen man gerne zu tun hat. Aber ich glaube, diese sind vom Aussterben bedroht. Und ich habe auch nicht grundsätzlich etwas gegen die Kommunikation mit den Eltern. Ein Gespräch kann sich durchaus lohnen. Aber drei Viertel der Gespräche, die ich führen muss, sind schlicht und einfach sinnlos und überflüssig.

In diesem Buch will ich Ihnen also nicht nur erzählen, wie Schüler sich verhalten, sondern hauptsächlich von deren Eltern. Manche Geschichten sind so eigenartig, dass Sie glauben werden, ich hätte sie mir ausgedacht. Stimmt aber nicht. Lesen und staunen Sie.

Viel Spaß!

P. S.: Die Stadt, in der sich meine Gesamtschule befindet, heißt natürlich nicht wirklich Geheimstadt. Und auch die Namen aller Beteiligten wurden geändert – schließlich habe ich schon genug aufgebrachte Eltern am Hals.

Und ich verzichte übrigens generell auf die Formulierung *Schülerinnen und Schüler* oder *Lehrerinnen und Lehrer*, das ist mir einfach zu lang. Nur damit Sie schon mal einen Brief vorbereiten können, falls Sie sich schriftlich beschweren wollen ...

entfernt. Dann ist doch alles in Ordnung, könnte man meinen. Nein.

Die Entwicklung, die den Lehrer von seinem Thron heruntergeholt hat, setzt sich unaufhaltsam fort und steuert dabei auf der Schnellstraße auf das andere Extrem zu. Ob pädagogisch oder fachlich, inzwischen werden Lehrern einfach jegliche Fähigkeiten abgesprochen. Es gibt wohl kaum einen anderen Beruf, bei dem jeder meint, jederzeit fachkundig und urteilssicher mitreden zu können. Dass zum Lehrberuf ein mehrjähriges Fachstudium sowie ein praktisches Referendariat, beides mit abschließendem Staatsexamen, gehört, wird anscheinend einfach vergessen. Es gibt ganz bestimmt ein paar untaugliche Lehrer. In welchem Beruf gibt es keine besseren und schlechteren Vertreter? Aber viele Eltern sind felsenfest davon überzeugt, dass sie selbst die kompetentesten Lehrer überhaupt seien, völlig egal, welchen Beruf sie tatsächlich ergriffen haben. In entsprechendem Ton maßregeln sie die, die wirklich in der Schule arbeiten.

Glauben Sie nicht? Dann lesen Sie.

Mein Kind darf Biomüll essen!

Wenn Kollegen krank sind oder irgendwelche wichtigen Termine wahrnehmen, müssen sie vertreten werden. Die Lehrkraft, die diese Stunde übernehmen muss, kann Glück haben: Dann kommt sie in eine Klasse, die sie ohnehin unterrichtet. Man überrascht die lieben Schüler mit einer weiteren Stunde des eigenen Fachs. Die Schüler freuen

sich meistens nicht, man selbst ist aber durchaus zufrieden, weil man unvorhergesehen mehr Zeit hat, um im Stoff voranzukommen, und die Klasse noch mal üben oder Fragen stellen kann, sodass die nächste Klassenarbeit vielleicht besser ausfällt als befürchtet. Man kann in einer Vertretungsstunde aber auch Pech haben: Dann kommt man in eine Klasse, die man nicht selbst unterrichtet und nicht kennt. Zudem muss man als Deutschlehrer vielleicht Mathematik vertreten oder sogar Musik. So was ist gar nicht schön. Eigentlich hasst jeder Lehrer diese Vertretungsstunden. Erfreulicherweise gibt es auch Kollegen, die für diesen Fall Aufgaben hinterlassen. So haben die Schüler etwas Sinnvolles zu erledigen, und der Vertretungslehrer steht nicht ganz so dumm da. Dann hat man wiederum Glück gehabt. Aber auch in so einem Fall kann es blöd laufen.

Ich laufe eines Dienstags vor der ersten Stunde, die ich eigentlich freihabe, zum Vertretungsplan und sehe fett gedruckt: »Pause: Biologie«, und das in Klasse 8c. Kenne ich nicht. Also frage ich die Klassenlehrerin, wer in ihrer Klasse Biologie unterrichtet. Gott sei Dank ist das Herr Kahn, ein höchst genauer und arbeitsamer Kollege, der für solche Fälle, wenn sie vorhersehbar sind, immer etwas vorbereitet hat. Und tatsächlich: In meinem Fach finde ich einen Stoß Arbeitsblätter. Auf dem Weg in die Vertretungsstunde sehe ich mir an, welche Aufgaben die Schüler bearbeiten müssen. Anscheinend lernen sie irgendetwas über biologische Abfälle und Komposthaufen. Furchtbares Fach. Ich ermahne mich sogleich im Geiste selbst und sage mir, dass ich mir ja vielleicht auch noch etwas Interessantes aneignen könnte. Ich betrete also die Klasse, be-

grüße die Schüler und verteile die Arbeitsblätter. Komisch, offensichtlich interessieren die sich für Komposthaufen, denn sie arbeiten ziemlich konzentriert an ihren Aufgaben. Also gehe ich ein bisschen herum und lasse mir hier und da etwas über Verrottung erklären, Dinge, die ich bisher entweder niemals wusste oder vor Jahren ganz aus meinem Gehirn gestrichen habe.

Diese wundersam schöne Ruhe der Vertretungsstunde stört auf einmal verdächtiges Gekicher. Ich eruiere, aus welcher Richtung die Laute kommen, und gehe aus dem hinteren Teil der Klasse, wo ich gerade gelernt habe, dass man Salat nicht in Massen auf den Komposthaufen werfen darf, an den vorderen rechten Tisch, neben dem sich die Mülleimer befinden. Ein mir bis dahin namentlich unbekannter Schüler beugt sich gerade über den Biomüll, wühlt mit bloßen Händen in irgendwelchen ekelhaften, halb vergammelten Resten herum und führt sie zum Mund.

»Was machst du da?«, frage ich.

»Der will frühstücken«, sagt der lachende Junge, der neben ihm am Tisch sitzt.

»Nimm deine Finger aus dem Müll, der wird nicht gefrühstückt.«

»Der hat aber eine Wette mit mir laufen. Ich gebe dem zehn Euro, wenn er was aus dem Müll isst«, meldet sich der andere Junge wieder.

»Hier wird niemand bezahlt, um Müll zu essen. Raus da!«

Ich werde etwas schärfer, weil der Müllwühler bisher keine Anstalten macht, den Abfall in Ruhe zu lassen. Meinem Tonfall wird dann doch Rechnung getragen. Vorsichts-

halber trage ich aber den Mülleimer lieber ein bisschen weg von dem Jungen.

Am Ende der Stunde warte ich darauf, dass alle Schüler den Raum verlassen, um hinter ihnen abzuschließen, da sehe ich diesen Kerl wieder feixend über dem Mülleimer hängen. Um welche Beklopptheiten muss ich mich hier eigentlich kümmern? Ich werde ein bisschen sauer: »Hände aus dem Müll! Sofort in die nächste Stunde! Und deiner Klassenlehrerin erzähle ich am besten gleich mal von deinen Essgewohnheiten!«

So geht der Junge dann auch aus dem Raum, immer noch grinsend, und ich schließe ab.

Nach der zweiten Stunde habe ich die Geschichte innerlich schon abgehakt, sodass ich es mir spare, die Klassenlehrerin davon zu unterrichten. Zwei Tage lang denke ich nicht mehr an Komposthaufen und Schüler, die Müll essen. Dann spricht mich die Klassenlehrerin in der Pause an: »Wilma, kommst du mal kurz mit?«

Ich gehe mit ihr in den Flur. »Was ist los?«

»Der Vater von Lukas sitzt im Elternsprechzimmer und beschwert sich über alle möglichen Kollegen. Du bist auch betroffen.«

Ich bin verwirrt. »Welcher Lukas?«

»Aus meiner Klasse, in der du am Dienstag Vertretung hattest. Der Vater sagt, du hättest Lukas ungerechtfertigt und ganz heftig angefahren.«

Ich denke kurz nach und komme zu dem Schluss, dass Lukas der Mülleser sein muss. Auf dem Weg zum Elternsprechzimmer erkläre ich meiner Kollegin, um welche Geschichte es sich handeln muss. Die schmunzelt nur. Was

soll man dazu auch sagen? Dann öffnet sie die Tür zum Elternsprechzimmer und stellt mich dem Vater vor. Er heißt Gleißner. Wir geben uns die Hand.

»Worum geht es denn genau, Herr Gleißner? Ich höre, Sie haben sich geärgert«, beginne ich.

»Das kann man wohl sagen! Sie können doch meinen Sohn nicht so anblaffen! Sie kennen den Lukas ja gar nicht!«

Wenn ich in der Schule nur Schüler maßregeln dürfte, zu denen ich bereits eine langjährige und innige Beziehung pflege, dann wäre mein Aktionsradius doch ein wenig eingeschränkt. Etwa bei Prügeleien in der Pause: Die beiden kenne ich ja gar nicht! Da stelle ich mich erst mal ganz lieb vor, und dann frage ich freundlich, ob sie nicht lieber etwas anderes spielen wollen, die lieben Häschen. Bequem wäre das schon.

»Herr Gleißner, ich kenne Ihren Sohn zwar nicht, aber in der Situation war das wohl nötig. Lukas wollte Müll aus dem Abfalleimer essen und hat auf die erste Ermahnung gar nicht reagiert.«

»Und da müssen Sie sofort brüllen wie am Spieß? Das ist doch keine Art!«

»Gebrüllt habe ich nicht. Hat Lukas das erzählt? Ich bin wohl ein bisschen lauter geworden, aber das hielt ich, wie gesagt, für nötig und angemessen.«

»Lukas hat gesagt, Sie hätten geschrien!«

Wenn Lukas mich mal schreien hören würde! Schreien ist anders. Aber gut, vielleicht ist das Bürschchen zartbesaitet, denke ich. Und ein bisschen lauter bin ich ja wirklich geworden. Also sage ich: »Wenn das bei Lukas als

Schreien ankam, dann tut mir das leid. Wir können ja auch gerne mal den Rest der Klasse fragen. Ich habe das so nicht wahrgenommen. Mein Ziel war es lediglich, ihn vom Müll fernzuhalten.«

»Und da kommen wir zum eigentlichen Ärgernis«, sagt Herr Gleißner.

»Wie?«, frage ich.

»Mein Sohn darf so viel Müll essen, wie er will! Das geht Sie gar nichts an!«

Ich sehe abwechselnd Herrn Gleißner und meine Kollegin, die Klassenlehrerin, an. Die schüttelt den Kopf und mischt sich ein: »Aber Lukas kann doch nicht einfach so vor allen anderen aus der Mülltonne essen!«

»Er sollte auch nicht alleine aus einer Mülltonne essen«, setze ich hinzu.

Herr Gleißner fragt: »Warum nicht? Was war das denn für Müll?«

»Das war alter Biomüll«, kläre ich ihn auf, wobei ich mich frage, was das zur Sache tut.

»Na also, davon kann ihm ja wohl nichts passieren. Da haben Sie ihn doch nicht zu maßregeln.« Aha. Deshalb hat er nach dem Müll gefragt. Und ich dachte schon, er habe selbst geschmackliche Erfahrungen vorzuweisen.

Herr Gleißner fährt fort: »Sie beschneiden ja die Freiheiten der Kinder!«

»Ich weiß nicht, ob es zu den persönlichen Freiheiten gehört, Biomüll zu essen«, sage ich. Mir fällt momentan keine bessere Antwort ein, denn ich habe darüber noch nie nachgedacht. Und ich glaube, ich kenne auch niemanden, der darüber schon ein Mal nachgedacht hat.

»Solange mein Sohn niemand anderen einschränkt, kann er doch essen, was er will! Was ist denn das für ein pädagogischer Kurs, der hier gefahren wird?«

»Aber Lukas kann davon doch krank werden!«, meldet sich meine Kollegin nochmals zu Wort.

»Dann muss er diese Erfahrung eben machen. Aber seine Freiheit müssen Sie ihm schon lassen!«

Es klingelt zur nächsten Stunde, sodass ich dieses Gespräch leider nicht weiterführen kann. Ich sage: »Herr Gleißner, es tut mir leid, wenn Lukas dachte, ich hätte ihn angebrüllt. Das war nicht meine Absicht. Und wenn Sie meinen, Ihr Sohn könne ruhig Müll essen, dann handhaben Sie das doch für sich so. Hier machen wir das eigentlich nicht. Und jetzt entschuldigen Sie mich bitte, ich muss in den Unterricht.«

Wir geben uns die Hand, und ich lasse meine arme Kollegin alleine zurück, die sich noch sehr viel mehr anhören muss. Auch andere Kollegen werden dazugebeten – die aber unterrichten wenigstens in dieser Klasse. Die Klassenlehrerin ist zum Glück gut im Vermitteln, und so geht Herr Gleißner wesentlich ruhiger nach Hause, als er gekommen ist.

Am Nachmittag überlege ich allerdings doch, was hier eigentlich richtig ist und was nicht. Habe ich geschrien? Nein, aber ist das nicht eine subjektive Einschätzung? Wann fängt Schreien an? Wo beginnt die persönliche Freiheit, und wo hört sie auf? Hat Freiheit etwas mit Müllessen-Dürfen zu tun? Sollten wir die Schüler alle Erfahrungen selbst machen lassen? Hätte das nicht den größten Lerneffekt? Nein. Schüler essen in meinem Beisein keinen Abfall. Auch nicht aus der Biomülltonne. Punkt.

Der Rattenfänger flötet die Ratten in den Fluss

Nicht nur in Erziehungsfragen wird die Kompetenz des Lehrers häufig angezweifelt. Auch fachlich scheinen nach Elternmeinung viele von uns eklatante Defizite aufzuweisen. So wird Mathematiklehrern gerne erzählt, dass es wesentlich sinnvoller sei, das Rechnen mit Brüchen und Prozenten genau so zu lernen, wie die Eltern es vor hundert Jahren auch beigebracht bekommen haben. Diese neuen Rechenwege sind nämlich viel zu kompliziert und verwirrend für die Eltern. Meine Kollegin Frau Kunz – sie hat das Fach Englisch und auch seine Didaktik studiert und unterrichtet es nun – musste sich kürzlich sagen lassen, dass sie gar nicht wisse, wie man Fünftklässlern diese Sprache beibringt. Sie erläuterte der Mutter, die sich beschwerte, ihr Konzept – kein selbst ausgedachtes natürlich, sondern die gängige Methode zum Erlernen einer ersten Fremdsprache. Die Mutter blieb trotzdem bei ihrer Meinung: Frau Kunz gehe einfach unstrukturiert, ohne System und kreuz und quer, dabei flink wie ein Wiesel, durch die Lektionen des Englischbuchs. Frau Kunz habe keinerlei Konzept. Da kann man als Mutter ja gar kein Englisch lernen!

Das Fach Deutsch ist geradezu prädestiniert für fachliche Diskussionen um die Notengebung: Der Deutschlehrer benotet ja ohnehin immer, wie er will. Alles subjektiv! Er liest die Schülertexte und überlegt kurz, ob ihm der Aufsatz, der gerade vor ihm liegt, gefällt. Dann denkt er etwa: Och, das hört sich ja ganz schön an. Außerdem kann ich diese Schülerin sowieso gut leiden. Schreibe ich doch mal

eine Zwei drunter. Oder: Der Text hört sich nicht so schön an. Der Schüler sagt ja gar nicht, was ich will! Dann ist das alles ganz falsch. Außerdem ist er ein Junge, und Jungen kann ich partout nicht ausstehen. Komm, ich gebe ihm mal eine Fünf. Freudig erregt setzt er den Schriftzug *mangelhaft* unter die Schülerarbeit und labt sich noch Stunden später an dieser Gemeinheit. Richtig, liebe Eltern, so vergeben Deutschlehrer ihre Noten. So haben sie das ja auch in ihrer mehrjährigen Ausbildung, bestehend aus Fachstudium und Referendariat, gelernt. Herr Klaasen zum Beispiel hat das durchschaut.

Ich habe einen Aufsatz zum Thema Balladen zurückgegeben. Die Schüler sollten den Inhalt von Karl Simrocks *Rattenfänger* wiedergeben und zwei Fragen zu dieser Ballade beantworten. Die Arbeit ist nicht sehr gut ausgefallen, aber der Notendurchschnitt liegt noch im Rahmen des Normalen. Nils, ein Schüler, der sonst eigentlich ganz gute Texte schreibt und dementsprechend gute Noten kassiert, hat leider danebengegriffen – kann passieren. Am nächsten Tag kontrolliere ich die Unterschriften der Erziehungsberechtigten, die sie unter die Aufsätze ihrer Kinder setzen müssen, damit ich sicher sein kann, dass die Eltern über deren Leistungen informiert sind. An Nils' Tisch angekommen, sehe ich unter seinem Aufsatz keine Unterschrift, stattdessen drückt er mir einen Zettel in die Hand und sagt: »Von meinem Vater.«

Ich nehme das Briefchen und lese kurz:

ist, hier stimmt der Ausdruck meines Sohnes doch. Da haben Sie falsch gelesen und auch noch einen Kommafehler übersehen ...«

Er hört gar nicht mehr auf! Nach Herrn Klaasen zu urteilen, habe ich etwa 85 Prozent der Korrekturen ganz ohne Grund gemacht. Er hat sogar eine Liste angefertigt! Weil ich all diese Fehler gemacht habe, stimmt meine Punkteverteilung natürlich auch nicht: »Bei der Rechtschreibung verdient Nils volle Punktzahl, Frau Pause! Satzbau und Grammatik sind auch nicht so schlecht, wie Sie behaupten! Gucken Sie hier nach den Fehlern! Die haben ja alle Sie gemacht.«

Ich höre mir alles an und äußere mich dann, nach einer gefühlten Stunde, selbst: »Das stimmt so nicht, Herr Klaasen. Lassen Sie mich ein Beispiel aufgreifen. Hier ist das Wort nicht eindeutig großgeschrieben. Wenn ich mir aussuchen kann, ob groß oder klein, weiß ich nicht, ob das Wort richtig geschrieben ist. Nils muss deutlich schreiben, das sage ich den Schülern immer.«

»Man weiß doch, dass er groß meint!« Oje. Jetzt muss ich mit dem Vater die gleiche Diskussion führen wie mit meinen Schülern.

»Wenn er ein großes L meint, dann muss er das auch hinschreiben! Sonst weiß man es eben nicht. Ähnlich ist das bei diesem Fehler.«

Nils hatte geschrieben: *Der Rattenfänger flötet die Ratten in den Fluss.* »Man kann niemanden *in den Fluss flöten.*«

»Das steht doch in dem Gedicht!«

Ich will ihn schon darauf hinweisen, dass es sich nicht um ein Gedicht, sondern um eine Ballade handelt, lasse

das aber lieber sein. »Nein, da steht, dass der Rattenfänger die Ratten mithilfe seines Flötenspiels in den Fluss lockt. Nils' Formulierung stimmt nicht.« Manchem mag das kleinlich erscheinen, aber solche Fehler zu korrigieren, ist mein Job!

»Das meinen Sie, Frau Pause. Für mich ist die Formulierung richtig.«

Das ist schön, denke ich. Für mich ist auch vieles richtig. Zwei plus sechs ist vier. Also für mich ist das richtig. Da lasse ich mir auch von keinem was sagen. Außer vielleicht von Pippi Langstrumpf.

In Ermangelung einer passenden Antwort versuche ich es anders: »Ähnlich verhält es sich an dieser Stelle.« Ich lese vor: »*Der Bürgermeister trifft den Rattenfänger und auch der Stadtrat. Er will ihm seine Tochter geben.* Da stimmen unter anderem die Anschlüsse nicht. Wer will hier wem seine Tochter geben? Das weiß der Leser nicht.«

»Das weiß man doch! Der Bürgermeister dem Rattenfänger!«

»Wenn Sie die Ballade nicht kennen, dann wissen Sie das nicht!«

Herr Klaasen schüttelt den Kopf, so, als hätte ich nicht mehr alle Tassen im Schrank. Aber er sagt nichts. Vielleicht resigniert er ja. Also mache ich schnell weiter: »Lassen Sie uns zum Inhalt des Aufsatzes kommen, da fehlen Nils ja die meisten Punkte.« Nils hatte den Inhalt der Ballade sinngemäß folgendermaßen wiedergegeben: Ein Rattenfänger befreit die Stadt Hameln von einer Rattenplage, indem er die Ratten *in den Fluss flötet*. Sein versprochener Lohn, die Tochter des Bürgermeisters, wird ihm verwei-

gert. So weit, so gut. Nun trägt es sich nach Nils Klaasen jedoch zu, dass die Mädchen der Stadt alle anwesenden Ratten, wie die auch immer auferstanden sind, und den Rattenfänger selbst in einem groß angelegten Racheakt (wofür?) ertränken. Das ist nicht richtig! Das ist sogar ziemlich falsch!

»Sehen Sie, Nils hat die Ballade zum großen Teil gar nicht verstanden.«

»Frau Pause, jetzt machen Sie aber mal einen Punkt!« Lustig, Punkte hat Nils nämlich auch nicht gemacht. Aber auch das sage ich jetzt lieber nicht. »Das Gedicht war sowieso viel zu schwer für diese Klassenstufe. Sie haben die Arbeit schon von vornherein falsch gestellt.«

Stimmt. Herr Klaasen weiß wahrscheinlich viel besser, wie man Klassenarbeiten aufsetzt. Soweit ich weiß, ist er Maschinenbauingenieur von Beruf, also wesentlich besser qualifiziert dafür als ich.

»Das Thema ist für diese Klassenstufe ein gängiges und wurde durch die Schulleitung abgenommen. Wenn Sie sich über den Anspruch der Arbeit beschweren wollen, müssen Sie sich mit der Schulleitung auseinandersetzen.« Das ist das erste Mal, dass ich jemanden dazu ermutige, sich bei der Schulleitung über mich zu beschweren. Aber anders komme ich aus dieser Diskussion wohl nicht mehr heraus.

Jetzt schweigt er. Schweigen ist manchmal besser als reden. Ich ergreife trotzdem das Wort: »Herr Klaasen, Ihr Sohn ist doch eigentlich in Deutsch recht leistungsstark. Warten Sie die nächste Arbeit mal ab. Die wird bestimmt wieder besser. Ein Ausrutscher kann jedem passieren.«

Er überlegt. »Na gut. Aber richtig ist das trotzdem nicht. Und wenn die nächste Arbeit wieder so bewertet wird, stehe ich bei der Schulleitung.«

»Wie gesagt, Sie können sich gerne beschweren. Das ist Ihr Recht.« Sehr gut. Ich beende das Gespräch, indem ich ihm zustimme. Und dann verabschieden wir uns voneinander.

Herr Klaasen hat bei der nächsten Arbeit keinen Grund, sich zu beschweren, denn Nils hat eine Zwei geschrieben. Ich habe bei der Korrektur höllisch aufgepasst, dass ich ihm keine zu gute Note gebe, nur weil ich vermeiden will, dass ich mich bei einer schlechten Zensur wieder mit Herrn Klaasen beschäftigen muss. Das ist mir selbst aufgefallen, sodass ich dann wieder aufpassen musste, dass ich Nils keine zu schlechte Note gebe, nur weil ich ihm keine zu gute Note geben wollte, weil Herr Klaasen bei einer schlechten Note auf der Matte stehen würde. Oder andersherum? Jeder hat dann und wann Formulierungsschwierigkeiten.

Wenn Lehrer Eltern sind

Ich habe viele Kollegen, die zugleich Eltern sind. Die meisten von ihnen lassen, soweit es möglich ist, das, was die schulische Ausbildung ihrer Kinder betrifft, von ihrem Partner regeln. Damit ersparen sie sich, vor dem Lehrer ihres Kindes zu stehen und sich dabei zu erwischen, wie sie sich genauso dämlich verhalten wie die Eltern, über die sie sich normalerweise beklagen. Ich glaube, das ist eine schlaue Vorgehensweise. Nein, ich weiß es, seit ich im letzten Sommer eine Lehrerin-Mutter live erleben durfte.

Es sind Sommerferien. Ich liege zusammen mit zwei Freundinnen auf der Wiese im Schwimmbad, wir unterhalten uns über dies und das und essen Pommes frites. Plötzlich beugt sich eine mir unbekannte Frau zu uns herunter. »Hallooo!«, schreit sie unerträglich laut, »wie geht es denn so?«

Ich erhole mich schnell vom ersten Schreck und sehe meine beiden Mitschwimmerinnen an. Die eine guckt genauso blöd wie ich, die andere springt auf. »Hallo, Frau Pracht!«, schreit sie fast genauso laut. »Pommes?«

»Nein danke, ich muss auf meine Figur achten«, sagt Frau Pracht. Ein etwas unangebrachter Kommentar, denn Frau Pracht wiegt etwa 15 Kilogramm weniger als meine Freundin und ist dazu noch etwa 20 Jahre älter. Manche Menschen sind unsensibel, denke ich und lausche dem nun folgenden Gespräch. Dabei stellt sich heraus, dass Frau Pracht eine ehemalige Lehrerin meiner Freundin ist. Vor 17 Jahren war sie sogar zwei Jahre lang ihre Klassenlehrerin. Das Gespräch verläuft zunächst so, wie solche Gespräche immer verlaufen: uninteressant.

»Was machst du?«

»Ich habe gerade meinen ersten Job nach dem Studium angetreten.«

»Ach, das ist ja schön.«

»Und selbst?«

»Nichts Neues, immer noch dieselbe alte Realschule.«
Und so weiter.

Dann kommt meine Freundin leider auf die Idee, Frau Pracht zu erzählen, dass ich auch Lehrerin bin, und schon muss ich mitreden.

